

Lea Giegerich

Die Wachenden



DIE WACHENDEN

LEA
GIEGERICH

ROMAN
VAJONA

Für alle, die an ihren Träumen festhalten.

*Träume können dich heilen, erfüllen und beflügeln.
Aber wenn du nie gelernt hast, mit ihnen umzugehen,
können sie dich auch süchtig machen.*



1. Kapitel

»Täglich sechs ungelöste Vermisstenfälle in Deutschland!«, schreit mir das Titelblatt der Zeitung förmlich entgegen, als ich langsam die Stufen hinaufsteige, während ich den Teasertext überfliege. Obwohl siebenundneunzig Prozent der Vermisstenfälle innerhalb eines Jahres aufgeklärt werden, bleiben drei Prozent offen. Wie grauensvoll! Aber wo soll die Polizei anfangen, wenn es keine Anhaltspunkte gibt oder die Personen überhaupt nicht gefunden werden wollen?

Ich schüttele den Kopf, um die negativen Gedanken loszuwerden. Genau aus diesem Grund lese ich nicht gerne Zeitung – nur blöd, dass meine Mutter in der Presse arbeitet.

Ich öffne die Tür und schlüpfte aus meinen Schuhen. Es riecht nach Pizza. Ein voller Briefkasten und gelieferte Pizza können eigentlich nur eines bedeuten: Mum hat das Haus und vermutlich sogar das Bett heute noch nicht verlassen. Normalerweise geht sie, bevor ich überhaupt aufstehe, schon zur Arbeit und kommt erst abends zwischen sechs und sieben Uhr zurück – je nach dem, wann sie sich losreißen kann. Sie ist Reporterin bei der Stadtzeitung. Früher hat sie angeblich mal investigativ gearbeitet, hat monatelang an einer Geschichte geschrieben, doch seit ich da bin, beschäftigt sie sich nur noch *mit leichterem Kost* – wie sie sagt.

»Bin wieder da!«, rufe ich und betrete unsere winzige Küche. Als ich Mum sehe, ziehe ich verwundert die Augenbrauen in die Höhe. Anstatt Stoffhose und Bluse trägt sie eine Jogginghose und ihren viel zu großen Kuschelpulli. Die beiden Kleidungsstücke

waren wahrscheinlich so tief in ihrem Schrank vergraben gewesen, dass sie Narnia einen Besuch abgestattet haben muss.

Mum interpretiert meine Reaktion jedoch anders. »Ich will heute nichts über die Emissionen von geliefertem Essen hören«, krächzt sie, bevor sie von einem Hustenanfall überwältigt wird.

Ja, normalerweise hätte ich rumgenörgelt und sie darauf hingewiesen, dass wir den Klimawandel so niemals aufhalten können. Aber ich weiß auch, dass Mums Jogginghose ein Symbol dafür ist, dass es ihr nicht gut geht, also verkneife ich mir jeglichen Kommentar. »Hier, deine Zeitung.«

»Danke dir, Lilo.« Als sie das Titelblatt der Stadtzeitung überfliegt, runzelt sie die Stirn. »Es geht also weiter bergab. Sie haben nicht einmal einen aktuellen Bezug hergestellt«, flüstert sie und legt die Zeitung missbilligend neben ihren Pizzakarton.

Auf mich wartet meine Lieblingspizza. Eine Margherita – Mum kennt mich wirklich gut. Ich lasse mich auf den einzigen freien Stuhl ihr gegenüber fallen. Ein Klappstuhl, der – nach dem Verenden des normalen Stuhls – schon seit fast drei Jahren die linke Seite unseres Tisches ziert. Eine Nachbarin wollte ihn loswerden und ich habe ihn aus dem Sperrmüll gefischt. Mum will schon lange ein neues Stuhlpaar kaufen, doch ich bin der Meinung, dass wir nichts wegwerfen sollten, was noch funktioniert. Und ich bin stolz darauf, dass sie mich die Diskussion immer mit einem schweren Seufzen und einem »*Du hast ja recht*« gewinnen lässt.

»Wie war es in der Schule?«

»Na ja, die Sommerferien sind gerade erst vorbei und ich habe die Lehrer noch nie so motiviert gesehen«, meine ich schulterzuckend. »Ich habe das Gefühl, es gibt die ersten Stegreifaufgaben schon in den nächsten Wochen.«

»Wie schaut es mit deiner Projektarbeit aus? Hast du das Thema bekommen, das du wolltest?«

Grinsend nicke ich. »Japp. Ich werde ein Konzept erarbeiten, wie unsere Schule klimaneutral werden kann.«

»Stellst du es dann auch der Rektorin vor?«

Mir bleibt der Bissen Pizza im Hals stecken, sodass ich husten muss. »Vor der Rektorin? Nein, das ist doch nur eine Projektarbeit. Die gebe ich bei meiner Lehrerin ab.«

Meine Mutter schüttelt verständnislos den Kopf. »Aber dann ändert sich ja gar nichts.«

»Vielleicht gibt meine Lehrerin meine Arbeit ja weiter, wenn sie sie für gut genug hält«, weiche ich aus.

»Du könntest doch zumindest fragen, ob sie bei der Abschlusspräsentation dabei sein möchte.« Ihre Miene hellt sich auf. »Und wenn ich eure Direktorin im Anschluss interviewe und darüber einen Beitrag schreibe, können womöglich noch viel mehr Schulen von deiner Arbeit profitieren.«

»Ich bin kein Projekt, das du einfach so in einen Artikel quetschen kannst!«, beschwere ich mich und stehe auf. »Ich bin satt.«

»Du hast doch kaum etwas gegessen«, merkt Mum an, obwohl sie selbst kein ganzes Stück Pizza heruntergebracht hat.

»Vielleicht esse ich nachher noch etwas.« Ich klappe den Deckel des Kartons zu und räume ihn auf die Küchenplatte. »Tim schläft heute hier.«

»Schon wieder?«, rutscht es ihr heraus. »Läuft da etwas zwischen euch?«

Ich kenne Tim schon seit einer Ewigkeit. Als ich noch klein war, hatte sich mein Vater von Mum scheiden lassen und kurz darauf Tims Mutter kennengelernt. Martha bewarb sich in Aschaffenburg als Krankenschwester und so zogen sie und Tim in unsere Stadt. Tim ging mit mir zur Schule und wir beide wurden gewissermaßen zu Geschwistern. Doch Martha und Dad haben nie geheiratet – was wohl besser war, denn sieben Jahre

später haben sie sich wieder getrennt. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass Tim bei mir übernachtet, denn die winzige Wohnung, in der er mit seiner Mutter lebt, bietet kaum Platz für beide. Wenn Tim bei mir schläft, benutzt Martha ausnahmsweise einmal nicht die Couch als Bett. Und das weiß Mum eigentlich auch ... Also wende ich ihr gerade noch rechtzeitig den Rücken zu, damit sie nicht sieht, wie ich die Augen verdrehe.

»Nein, da läuft gar nichts! Weder jetzt noch in Zukunft. Nerv mich nicht jedes Mal damit, wenn er vorbeikommt!«

»Ist ja schon gut!« Sie steht kurz davor, zu niesen und angelt sich daher ein neues Päckchen Taschentücher.

Ich nutze meine Chance. »Bin Hausaufgaben machen!«, rufe ich ihr über die Schulter hinweg zu und verschwinde in meinem Zimmer. Selbst hier drin riecht es nach Pizza, weshalb ich kurz das Fenster öffne. Ich kann direkt in die Wohnung auf der anderen Straßenseite blicken. Die Wohnung, die seit knapp zwei Monaten leer steht, ist nun hell erleuchtet und ein dunkelhaariger Kerl, vielleicht zwei Jahre älter als ich, sieht mich direkt an. Ich lächle ihm freundlich zu. Er erwidert es unsicher, bevor er sich wendet und mit zwei anderen Personen den Raum verlässt.

Vielleicht ist es nur eine Wohnungsbesichtigung, vielleicht aber auch schon die Schlüsselübergabe. Ich würde mich auf jeden Fall freuen, wenn wieder mehr junge Leute in der Nachbarschaft wohnen. Ohne weiter darüber nachzudenken, schalte ich den alten Rechner an, den meine Mutter mir irgendwann einmal von der Arbeit mitgebracht und somit vor der Verschrottung gerettet hat. Er röhrt ganz schön, aber er ist voll funktionsfähig. Ich schalte Spotify an und schreibe ein paar Sätze aus dem Internet für Englisch ab.

Irgendwann zwischen sieben und acht – ich starre gerade Löcher in mein Heft – klingelt es. Ich warte darauf, dass Mum die

Tür öffnet, doch es läutet bereits ein zweites Mal, ohne dass sich jemand in der Drei-Zimmer-Wohnung bewegt. Schwerfällig strecke ich mich, bevor ich zur Tür trabe.

Gerade als ich den Türöffner getätigt und die Wohnungstür geöffnet habe, läuft Tim auch schon vollgepackt mit Isomatte und Schlafsack an mir vorbei in mein Zimmer.

»Hey«, sage ich etwas verdattert, während ich immer noch ins Treppenhaus hinausstarre.

»Kommst du auch?«, ruft Tim aus dem Nachbarraum. Ich werfe die Tür scheppernd ins Schloss. Tim hat seine Isomatte bereits vor meinem Bett ausgebreitet und sieht mich erwartungsvoll an.

»Fühl dich wie zu Hause«, fordere ich ihn kopfschüttelnd auf.

»Danke. Mache ich schon.« Sein Grinsen reicht von einem Ohr zum anderen. Es ist sein typisches, schelmisches Grinsen, das in verschiedenen Ausprägungen quasi immer auf seinem Gesicht zu sehen ist. Nur wenn es um Biologie geht, verschwindet auch das leichteste Lächeln und Tim wird so miesepetrig, dass ich es kaum in einem Raum mit ihm aushalte.

»Wie kommst du so schnell die Treppe hoch?« Ich lasse mich auf das Bett fallen und beobachte meinen Freund, wie er sich häuslich einrichtet. Seine schwarzen Haare stehen in alle Richtungen ab. Er trägt ein schmuddeliges schwarzes T-Shirt und eine ausgewaschene Jeans. Nichts deutet darauf hin, dass er sich heute irgendwann einmal über sein Äußeres Gedanken gemacht hat. Tatsächlich besitzt er überwiegend abgetragene Sachen. Die wenigen guten Kleidungsstücke trägt er nur zu besonderen Events – dann wirft er sich aber von Kopf bis Fuß ordentlich in Schale und ist plötzlich wie ein anderer Mensch.

»Herr Gassner hat mich rein gelassen. Mann, habe ich einen Kohldampf. Habt ihr was zu essen da?«

Typisch Tim. »Klar, Mum hat heute Pizza bestellt. Ich habe fast nichts gegessen.«

»Ein Hungerstreik, nur weil deine Mutter es gewagt hat, Essen zu bestellen? Du wirst ja immer kreativer«, feixt er.

»Nein, sie wollte einen Artikel über meine Projektarbeit schreiben und da habe ich die Flucht ergriffen.« Trotzig verschränke ich meine Arme.

Er boxt mir freundschaftlich gegen den Oberarm. »Du wirst ja noch zu einer richtigen Berühmtheit.«

Ich strecke ihm die Zunge raus, woraufhin er lacht.

»Wo finde ich die Pizza?«

»Steht in der Küche.«

Tim springt auf und verlässt das Zimmer, während ich meinen Schulranzen für nächsten Montag packe. Als er wieder in der Tür erscheint, hält er die große Pappschachtel in der Hand und stopft sich ein Pizzastück nach dem anderen in den Mund.

»Ist deine Mutter nicht da?«, schmatzt er.

»Doch, aber sie ist im Bett, weil sie sich erkältet hat.« Mit einem Ruck ziehe ich den Reisverschluss meiner Schultasche zu.

»Gehen wir schlafen?«

Ich sehe auf meinen Wecker. Es ist zehn vor halb neun an einem Freitagabend. Alle normalen Jugendlichen hätten über Tims Kommentar gelacht, aber ich nicht, denn wir sind nicht normal. Wir sind Dreamer.



2. Kapitel

Der Schlaf greift nach mir, zieht mich in die Tiefe der Nacht und als ich blinzele, ist Tim verschwunden. Genau wie mein Zimmer. Ich liege nicht länger auf meinem schmalen Bett, sondern auf einer riesigen weichen Matratze mit unzähligen weißen und pastellfarbenen Federkissen. Es ist alles so hell und weich, dass ich mich wie auf einer Wolke fühle. Aber es ist keine Wolke, obwohl ich mir auch das herbeiträumen könnte.

Ein leichter Windstoß weht über mein Gesicht. Er wirbelt die dünnen Schleier auf, die an allen Seiten des Himmelbettes angebracht sind. Ich bin in meiner Traumwelt. Die Welt, in die sich alle Menschen nachts zurückziehen, nur dass die meisten Leute ihre Traumwelt nicht frei gestalten können. Das ist der erste Unterschied zwischen den normalen Menschen und uns Dreamern.

Ich befinde mich in einer kleinen Kathedrale und die Buntglasfenster werfen ihre Farben auf die Holzdielen.

Barfuß gehe ich zu einem kniehohen Tisch in der Mitte des Raumes und lasse mich auf einem Kissen nieder. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen, als ich in die mit Berliner gefüllte Schüssel greife.

Da klopft es an der Tür, durch die ich meine Traumwelt verlassen kann. Man muss nicht einmal ein Dreamer sein, um seine Traumwelt verlassen zu können, doch die anderen Menschen tun das nur unbewusst.

»Komm rein«, fordere ich meinen Gast auf. Ich hätte mich nicht einmal umdrehen müssen, um zu wissen, wer mein

Besucher ist. Es ist, als würde er in einem überfüllten Bus direkt neben mir stehen. Ich spüre seine Nähe, seine Wärme, atme den mir vertrauten Geruch ein ... Wäre es nicht Tim, wäre es mir ziemlich unangenehm, denn ich spüre seine Anwesenheit, unabhängig davon, wie weit ich mich innerhalb meiner Traumwelt von der Verbindungstür entferne. Entfernungen spielen hier keine Rolle. In einem Moment bin ich hier, im nächsten trennt mich ein ganzes Gebirge von den Traumwelten anderer Menschen. Alles, was hier drin geschieht, hängt nur von meiner Vorstellungskraft ab.

Ich schaue auf meine Armbanduhr, die mir die reale Zeit anzeigt. In der Realität ist es gerade halb neun und vor mir liegen gute zwölf fantastische Traumstunden.

»Boah, Berliner!« Tim kniet sich mir gegenüber an den Tisch und zieht die Schüssel zu sich heran. »Hab ich einen Hunger ...«

»Kaum zu glauben, dass du eben fast eine ganze Pizza verschlungen hast«, meckere ich und ziehe die Schüssel wieder in die Tischmitte, bevor er sie allein leer isst. Tim trägt dasselbe T-Shirt wie in der realen Welt, doch seine Hose hat er gegen eine Badehose getauscht.

»Das waren nur fünf Stücke. Außerdem werde ich nachts weder satt noch dick!«

»Du weißt nie, welche mit Senf gefüllt sind«, flüstere ich hinterlistig und sehe zu, wie Tim den Berliner, dessen Füllung sich in diesem Moment in Senf verwandelt, ausspuckt.

»Du Idiot!«, krächzt er.

Genüsslich greife ich in die Schüssel. »Guten Appetit.«

Tim streicht sich mit dem Finger über die Zunge. »Daf bekommst du tsurück!«

Ich grinse bloß.

»Was machen wir heute?«

Früher haben wir oft Ritter gespielt oder sind auf Drachen durch unsere Traumwelten geflogen. Aber aus diesem Alter sind wir schon lange raus.

Tim ist immer noch damit beschäftigt, seine Zunge von dem Senf zu reinigen. »Wollen wia mal wieda Doc befuchen?«

Mein Vater hat uns vor fast zehn Jahren eines Nachts Doc vorgestellt. Doc ist heute um die siebzig Jahre alt, war im echten Leben mal Arzt und führt in seiner Traumwelt immer irgendwelche verrückten Experimente durch, bei denen wir ihm früher häufig assistierten. Inzwischen ist er für Tim und mich zu einer Art Opa geworden und Tim erhält von ihm regelmäßig Nachhilfestunden in Biologie – dem einzigen Fach, das er nicht ohne zu lernen versteht.

»Ich war ewig nicht mehr bei ihm. Bestimmt vermisst er uns schon«, gebe ich zu.

»Bringen wia ihm Bealiner mit?«, schlägt Tim nuschelnd vor, denn er streckt immer noch seine Zunge raus, um dem Senfgeschmack zu entgehen. »Und kannft du mia mal bitte ein Glaf Waf-fer geben?«, beschwert er sich. Augenblicklich erscheint vor ihm ein großes Glas Orangensaft. Wahrscheinlich wird das den Senfgeschmack besser überdecken.

In der Traumwelt eines anderen Menschen kann man bloß sich selbst verändern – nichts anderes. Hier, in diesem Haus bin ich die Erschafferin. Ich kann es Frühling werden oder schneien lassen, kann aus dem weiten Feld eine Großstadt zaubern oder Personen erscheinen lassen, die entweder Abbilder echter Menschen sind oder überhaupt nicht existieren – natürlich spüre ich deren Präsenz dann nicht so wie bei Tim. Wenn ich Tim besuche, bin ich seinen Ideen ausgeliefert und muss vielleicht selbst Senf essen.

»Lass uns gehen!«, rufe ich.

Die Schüssel mit den restlichen Berliner verwandelt sich in eine Papiertüte. Ich packe die Griffe und springe voller Vorfreude auf. Während ich zur Tür laufe, legt sich wie aus dem Nichts ein gefütterter Mantel über meine Schultern. Vom Hals bis zu den Füßen werde ich dick eingepackt. Ich trage auf einmal einen Rollkragens-pullover, einen Mantel, eine Jeans, rosa Flaussocken über normalen blauen Socken und gefütterte Stiefel. Als letztes plumpst eine Mütze aus Kunstfell auf meinen Kopf.

Ich liebe diese Traumwelt! Ich muss mich noch nicht einmal selbst anziehen. Alles, was ich mir auch nur vorstellen kann, bekomme ich. Und am nächsten Morgen kann ich mich sogar noch daran erinnern.

Wir verlassen mein Reich. Hastig ziehe ich die Tür hinter mir zu und verriegele das Schloss. Zwar habe ich noch nie von Einbrechern gehört – aber sicher ist sicher.

So weit das Auge reicht, strahlt die Sonne hinab auf eine unberührte Schneedecke und lässt sie in allen Regenbogenfarben glitzern. Als ich Tim ansehe, muss ich grinsen. Überall liegt Schnee und er steckt lässig seine Hände in die Badehosentaschen. Aber er friert nicht, denn für ihn ist hier kein Winter.

Diese Zwischenwelt sieht für alle anders aus. Wo ich kleine Blockhütten im tiefen Schnee sehe, befinden sich in Tims Welt kleine Strandhütten auf weißem Südseesand. Aus diesem Grund tragen die meisten hier auch Badebekleidung oder eine Jeans mit T-Shirt.

Manchmal denke ich, dass ich wirklich die Einzige bin, die vom Winter so sehr verzaubert wird, dass ich ihn mir jede Nacht ansehen muss.

Ich liebe den Winter. Während in den letzten Monaten des Jahres alles verwelkt und langsam stirbt, verwandelt der Schnee diese graue Welt innerhalb weniger Stunden in ein Winter Wunderland.

»Was ist los?«, will ich wissen, als ich Tims sehnsüchtigen Blick über die Hütten und Schneeberge wandern sehe.

»Das Meer trägt heute flache Wellen. Wollen wir nachher noch schnorcheln gehen, Lil?«

»Ich denke, ich würde im Bikini erfrieren«, weiche ich aus, da Schwimmen nicht gerade meine Lieblingsbeschäftigung ist.

»Wie hältst du das nur aus? Ewiger Winter, die Kälte, das Frieren. Und dann noch langweilige, zugeschneite Dörfer ...«

»Du siehst es doch gar nicht. Ich finde es wunder -«

»Ja, ja. Jedes Mal dieselbe Diskussion. Ich bleibe lieber an meinem Strand mit den paar Holzhütten, die nur Strohdächer brauchen, weil es sowieso nie regnet. Und jeden Tag kann ich im warmen Wasser schwimmen gehen.« Ein kleines Bisschen verlockend klingt es schon, aber ich zucke gleichgültig mit den Schultern. »Weicher, warmer, weißer Sand«, schwärmt Tim weiter, bückt sich und lässt einen Teil seines Traumbodens aus seiner Hand rieseln. Doch noch bevor der Sand den Boden berührt, verwandelt er sich wieder in Schneeflocken.

Ich bleibe vor Docs Tür stehen. »Ich muss zugeben, ein bisschen Flair hat es vielleicht.«

»Ich bitte dich, Lil! Ein *bisschen*? Das ist das Paradies auf Erden.«

»Aha«, meine ich und blicke mich misstrauisch um. »Bin ich etwa gerade an einem FKK-Strand?«

»Und das direkt vor meiner Haustür?«, fragt Doc gespielt entsetzt. Seine grauen Haare stehen in alle Richtungen ab und sein kariertes Hemd spannt über seinem Bauch. »Ich dachte mir doch, dass ich Stimmen gehört habe. Kommt rein, kommt rein!«

Doc schlurft leicht gebückt voran. Hastig räumt er einige Bücher und Messgeräte vom Sofa. »Eigentlich wusste ich, dass ihr heute kommt. Ich hätte schon früher aufräumen sollen ...«

»Woher wusstest du das?«, fragt Tim und lässt die Tür zufallen. Dann stößt er wie so oft mit dem Kopf gegen eine der tief herabhängenden Lampen. Ihr Lichtschein wackelt von einer Wand zur nächsten und ich befürchte schon, dass sie herunterfallen könnte, doch Tim hält die Lampe fluchend fest.

»Im Durchschnitt kommt alle 7,83 Tage jemand von euch beiden vorbei. Da seit eurem letzten Besuch schon zwei Wochen vergangen sind, habe ich mit euch beiden gerechnet. Euer Durchschnitt liegt jetzt übrigens bei 7,9«, berichtet Doc und lässt einen seiner Hosenträger bedeutungsvoll schnalzen.

Obwohl mir sein Vorwurf nicht entgangen ist, muss ich grinsen. Doc ist einfach schrullig. Ich meine das überhaupt nicht im negativen Sinn. Er ist vielleicht etwas verrückt und seltsam, aber auch freundlich, aufgekratzt und genial.

»Tut mir leid, dass es hier so stickig ist. Ich öffne sofort ein Fenster.«

»Doc, du hast schon seit dem Experiment mit den Nachtfaltern keine Fenster mehr.« Ich erinnere mich noch genau daran, dass Doc Nachtfalter *herstellen* wollte, die sich *nicht* an falschen Lichtquellen orientieren. Er hat es schließlich auch geschafft, aber ob es in der Realität genauso einfach gewesen wäre, den Nachtfaltern diese Eigenschaft abzugewöhnen, bleibt fraglich.

»Stimmt.« Doc schüttelt etwas verwirrt den Kopf. »Irgendwie habe ich mich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass ich das vollkommen vergessen habe. Nun ja, ohne Fenster kann man wenigstens nicht beobachtet werden. Setzt euch, setzt euch!«

Tim lässt sich wie ein nasser Sack auf das Sofa fallen und ich klettere auf einen weißen Barhocker.

Doc kämpft sich durch das Zimmer. An Regalen entlang, um Bücherstapel herum, an Mikroskopen vorbei, bis hin zu einer Herdplatte, die ziemlich wackelig auf einer Liege steht. Von irgendwo zaubert Doc einen alten Teekessel herbei.

Ich starre angewidert in den Glaskasten vor mir, in dem unzählige Moskitos auf ihren Einsatz warten. An einer Stelle befindet sich eine Klappe in der Vitrine, sodass Doc in den Kasten hineingreifen kann. Glücklicherweise schließt sich ein feiner Netzhandschuh an das Loch an, sodass Doc den gesamten Kasten abtasten kann, ohne dass die Mücken hinausfliegen können. Ganz sanft klopfte ich gegen die Glaswand und schreckte entsetzt zurück. Tausend – nein: Millionen – Moskitos flattern plötzlich von ihren Ruheplätzen hoch.

»Wie ekelhaft!« Mein Magen kribbelt plötzlich und es breitet sich eine leichte Übelkeit in mir aus, sodass ich dem Kasten schnell den Rücken zudrehe. Tim grinst mich schief an.

»Versteckst du dich etwa vor den Mücken?«

Als ich an mir hinabblicke, hat sich mein Körper in Luft aufgelöst. Ich fühle mich noch und bin zu hören, doch ich blicke einfach durch mich hindurch auf die Fliesen. Das ist noch ein Unterschied zwischen normalen Menschen und uns Dreamern. Alle Dreamer besitzen eine Gabe, die wir auch in der realen Welt einsetzen können. Ich kann mich unsichtbar machen. Natürlich könnte sich Tim hier im Traum auch einfach in Luft auflösen, doch in der realen Welt bin ich die Einzige, die das kann. Seine Gabe ist aber auch ziemlich nützlich, denn er kann Wunden heilen. So ganz genau weiß er bestimmt selbst nicht, was er alles heilen kann, aber bisher konnte er noch jede Verletzung, die ich mir zugezogen habe, ungeschehen machen.

Tatsächlich sind nicht alle Gaben so spektakulär wie unsere. Doc hat uns zum Beispiel einmal verraten, dass er unglaublich schnell schreiben kann. Als ich es sah, war ich fasziniert – tauschen wollte ich trotzdem nicht.

»Wie sieht es eigentlich mit deinem Mückenstich-Mittel aus?«, frage ich. In meiner Magengrube breitet sich wieder das gewohnte

Kribbeln aus, bevor es von einer kurzen Welle der Übelkeit abgelöst wird und ich wieder sichtbar bin.

»Prächtig. Hier funktioniert es wunderbar und ich teste es gerade noch in der realen Welt. Ich bin mir dieses Mal hundertprozentig sicher, dass es funktionieren wird«, erzählt er, während er einige Tassen hervorkramt und in einer alten Blechdose nach Teebeuteln sucht.

Der Teekessel pfeift und ich stehe auf, um ihn von der Herdplatte zu nehmen. Doc scheint heute etwas zerstreut zu sein, was ich nicht von ihm gewohnt bin. Er stellt mir die Tassen hin, behält aber die Teebeutel fest in der Hand, während er verschiedene Schubladen aufzieht, hineinblickt und sie wieder schließt.

»Doc, gibst du mir die Teebeutel?«

»Oh, ja natürlich.«

Ich nehme sie entgegen, überbrühe den Tee und setze mich zu Tim, während Doc immer noch seine Schränke durchwühlt. »Hat jemand von euch beiden zufällig einen Mückenstich?«

»Ich glaube, in der Stadt sind die Mücken ausgestorben. Ich hatte schon seit Jahren keinen Stich mehr.«

Als ich zu dem schwarzen, sich ständig bewegendem Mückenschwarm im Glaskasten blicke, bin ich froh, dass Mum an allen Fenstern Fliegengitter befestigt hat.

»Wie schade, dann wird mein Mittelchen wohl kaum ein Verkaufsschlager.« Doc holt die Teebeutel viel zu früh wieder heraus und drückt uns dann jeweils eine Tasse in die Hand. »Für Tim Himbeere und für dich Kirsche. Aber ich muss euch trotzdem meine Erfindung zeigen – ihr seid mir doch deswegen nicht böse? Manchmal denke ich, ich gehe anderen Leuten damit auf den Geist.«

»Solange ich dafür wieder Bio-Nachhilfestunden bekomme, sehe ich mir stundenlang deine Erfindungen an.«

»Sei doch nicht albern, Tim. Du kannst jederzeit zu mir kommen.« Doc kramt nun in einer Kiste, während wir ihn gespannt beobachten. Doch er findet nicht, wonach er sucht. Er dreht die Kiste auf den Kopf, sodass der komplette Inhalt auf den Boden fällt.

»So ein Mist! Das gibt es doch nicht. Wo habe ich es denn?«, flucht er. Dann durchsucht Doc die nächste Schachtel. Unablässig durchwühlt er seine Sachen, während er sich immer wieder an der kleinen, haarlosen Stelle am Hinterkopf kratzt. Tim und ich werfen uns verwirrte Blicke zu.

»Brauchst du Hilfe?«, frage ich schließlich.

»Ich habe die Creme in ein Döschen gefüllt, aber jetzt ist es weg. Schau mal bitte dort drüben, Lilo!«

Ich stehe auf und durchwühle eine große Pappkiste. Es sieht aus, als wäre Doc frisch hier eingezogen. Es stehen mehr Kisten als üblich herum und darin befinden sich neben Küchenutensilien Shampoo-Flaschen und Socken.

»Warum hast du hier so viel Zeug?«

»Ähm, gute Frage. Ich habe heute einige Dinge von meiner Wohnung in meine Praxis transportiert. Irgendwie müssen die Sachen dabei auch in meine Träume gelangt sein ... Da ist es ja«, ruft Doc plötzlich. Mit leuchtenden Augen winkt er mich zurück zum Sofa. Ich rücke gespannt näher zu Tim, um das Cremedöschen betrachten zu können. Auf dem rosafarbenen Metall ist Winnie-Puuh abgebildet.

Während ich versuche, mir ein Kichern zu verkneifen, grinst Doc wie ein Honigkuchenpferd.

»Aber das ist doch Handcreme?«, fragt Tim mit hochgezogener Augenbraue.

»Na ja, ich habe es bisher nur für die Hände genommen, aber wenn du am Hintern einen Stich hast, hilft es bestimmt auch.«

Doc dreht den Deckel ab. Die Creme ist nicht – wie ich erwartet habe – weiß, sondern lilafarben.

Misstrauisch sehe ich Doc an, der entschuldigend mit den Schultern zuckt. »Ich habe Lebensmittelfarbe benutzt, um sie etwas interessanter wirken zu lassen.«

»Lebensmittelfarbe?« Dreht Doc jetzt vollkommen durch?

»Ein bisschen zu viel vielleicht.«

»Das ist also die Anti-Stiche-Paste?« Tim nimmt die Dose in die Hand und hebt sie prüfend unter die Nase. Er verzieht das Gesicht. »Die stinkt ja abartig!«

»Tim, ich bitte dich. Das riecht nach Lavendel. Meine Frau liebte Lavendel. Und hör auf, meine Erfindungen zu benennen! Anti-Stiche-Paste gefällt mir nicht.«

Doc läuft zum Glaskasten hinüber und öffnet die Klappe. Angeekelt und gefesselt zugleich starre ich zu ihm hinüber, während er mit einer Hand in den Kasten hineingreift. In Sekundenschnelle ist von Docs Hand nichts mehr zu sehen. Als hätten die Mücken frisches Blut gerochen, stürmen sie auf seine Finger zu. Obwohl ich weiß, dass Doc und die Mücken durch das feine Netz voneinander getrennt sind, überläuft mich ein eisiger Schauer.

Tim sitzt stocksteif neben mir.

»Jetzt stechen sie mich«, berichtet unser alter Freund.

»Ach echt? Das habe ich mir beinahe gedacht«, flüstert Tim, doch seine Stimme dringt nicht bis zu ihm hinüber.

Doc schüttelt seine Hand, um den tollwütigen Mückenschwarm loszuwerden, befestigt die Klappe wieder, hüpft aufgeregt zu uns herüber und hält uns dann seine Hand vor die Nase.

Unwillkürlich lehnen wir uns beide nach hinten. Wie im Zeitraffer wachsen kleine rote Hügel auf seiner Haut. »Tim, schmiere mir jetzt die Salbe über die Stiche!«, verlangt Doc.

Tim verzieht das Gesicht, greift dann aber trotzdem brav in die Winnie-Puuh-Dose.

»Die Salbe wirkt sofort. Ihr werdet sehen: Meine Hand wird so heil sein wie vor fünf Minuten.« Noch während er spricht, dreht er uns den Rücken zu und stolpert zu einem Waschbecken, das sich, als wir gekommen sind, mit absoluter Sicherheit noch an einer anderen Stelle befunden hat.

Tim und ich werfen uns misstrauische Blicke zu. Wir denken beide, dass Docs neueste Erfindung vielleicht hier, jedoch niemals in der realen Welt funktionieren wird.

Ich höre ein Pfeifen, dann platschendes Wasser.

»Ha!«, nuschelt Doc und dreht den Wasserhahn wieder zu. »Kein einziger Stich mehr.« Er strahlt über das ganze Gesicht.

In diesem Moment klopf es an der Tür und Doc zuckt überrascht zusammen.

»Ganz schön was los heute!«, flüstert er und geht hinüber zum Eingang in die Zwischenwelt. »Ach, guten Tag, Manuel. Komm rein! Deine Kinder sind auch gerade zu Besuch. Habt ihr euch abgesprochen?«

Von meinem Vater habe ich nicht nur die haselnussbraunen Haare und die hellblauen Augen, sondern auch das Dreamer-Gen geerbt. Früher kam er jede Nacht in meine Kathedrale, um mir diese Welt zu erklären. Obwohl mein Vater nach der Beziehung mit Tims Mutter nach Aachen zog, besucht er mich regelmäßig in der Traumwelt und ich weiß, dass er auch immer mal wieder bei Tim vorbeischaud. Obwohl Dad nicht sein leiblicher Vater ist, hat er sich doch immer um ihn gekümmert.

Dad betritt den Raum und begrüßt uns freudestrahlend. »Alles gut bei euch beiden? Lange nicht mehr gesehen, Tim! Wie steht es mit dem Computerspiel, das du programmieren willst?«

Dad setzt sich zu uns und ich stelle die Berliner auf den Tisch.

Während wir das süße Gebäck aufessen, erzählt Tim von seinen neusten Ideen zu seinem Herzensprojekt, über das Doc nur den Kopf schüttelt.

»Dafür bin ich zu alt«, wiederholt er immer wieder.

Mein Vater hingegen ist Feuer und Flamme, bis ihm wieder einfällt, weswegen er eigentlich zu Doc gekommen ist. »Lass uns doch ein anderes Mal etwas ausführlicher darüber reden, Tim. Ich habe etwas Beunruhigendes erfahren und wollte mit Doc darüber sprechen.«